

# SPIEGELBLATT

Nr. 34

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1903

## Bauernstolz.

Eine Dorfgeschichte aus dem Weserlande von Euliu v. Strauß-Tornen.

Durch die breite Einfahrt, über den Hof holperte rasselnd der hochbepackte Grutewagen; die braunen Ackerpferde warfen die Köpfe, die rothen Röcke und bunten Tücher der Mädchen oben auf den fahlgelben Garben flammten förmlich auf in den letzten schrägen Sonnenstrahlen, die durch eine Lücke im Eichenkamp auf den Hof fielen.

Der Bauer, der am Scheunenthor stand, rieb sich das stoppelige Kinn vor Zufriedenheit. Er hat einen kräftigen Zug ans der kurzen Pfeife und ging ein paar Schritte dem Wagen entgegen.

"Ss't noch nich ball' rimme?" fragt er.

Das eine der Mädchen auf dem Wagen wandte sich um. "Tis das letzte Fauder!"

Der Bauer nickte, blieb am Scheunenthor stehen und sah dem Abladen des Wagens zu. Oben in der Luke des Kornbodes stand ein Knecht und nahm die Garben an, die ihm herangereicht wurden. Es war hastige Arbeit, die Gesichter waren heiß, die Mädchen hatten die breiten Bänder der Schleifenhäubchen unter dem Kinn gelöst.

Geduldig war es fertig. Der Knecht fuhr langsam mit dem müden Gespann durch die Scheune zum Stall. Die Mädchen waren abgestiegen; eine von ihnen, ein helbes, hübsches Ding, schob nun die Mütze zurecht und reckte die sonnenbraunen Arme.

Der Bauer sah sie an. "Hest dächtig rammenöt vandage."

Sie lachte, daß die weißen Zähne blitzten. "Ec heww jau de Kräfte!" sagte sie.

Der Alte nickte. "Man gaud, dat sei hest," sagte er kurz, "schallst sei ball woll brusen kauen."

Das Gesicht des Mädchens wurde plötzlich anders, sie kniff die Lippen zusammen und ging, sich rasch umkehrend, dem Hause zu.

Der Rodtmeier sah ihr nach und schüttelte den Kopf.

"Schad is't doch," sagte er laut vor sich hin, "ne fine Maife. Ec harr neinen wünt, de mi för ehr gaud nang wesen wier. Un nu'n Daglähner. Neuer sei hett' jau sülben wünt."

Dann ging er über den Hof zum Stall.

Das Mädchen war durch die große Diele gegangen, an dem offenen Herd mit dem darüberhängenden Kessel vorbei, eine kleine Stiege herauf.

Die gute Stube war nur für Gäste, sie wurde nie bewohnt. Die rothen Polstermöbel und die polierte Kommode waren jetzt ganz an die Seite geschoben, auf dem freien Raum standen durcheinander ein paar Stühle und ein Tisch von Lärchenholz, eine große buntbemalte Truhe und ein Schrank, ein Spinnrad, eine einfache Wiege, Kochtöpfe, ein breites Lattenholzbett.

Das Mädchen stand an der Thür und sah mit gespalteter Stirn auf die Sachen hin.

"Wenn de'n Daglähner frigen deihst, schallst of ne Utstier kregen, as sei sik för'ne Daglähnerfrau hüt," hatte der Bauer gesagt, als er endlich sich in die Heirath gefunden hatte.

Eine Meierstochter sollte eigentlich nur wieder auf einen Meierhof heirathen. Dem Rodtmeier war bis jetzt nur noch keiner für seine Tochter gut genug gewesen.

Es war ein böser Tag, als Stine ihm sagte, daß sie und der junge Böhler, der Tagelöhnersohn, sich heirathen wollten. Am liebsten hätte er dem frechen Menschen die Faust vor den Kopf geschlagen, der es wagte, an seine Tochter zu denken. Daß die Sache aus und vorbei war, verstand sich von selbst.

Aber seine Tochter hatte denselben harten Kopf wie der Alte. Sie wartete ihre Zeit ab.

Die zweite Tochter war jetzt verlobt, sie kam auf einen Bier-Pferde-Hof, der Sohn hatte ein Mädchen geheirathet, das gut seine Bierzigtausend mitbekam, es war vor Kurzem ein kleiner Hofscher geboren, ein kleiner Junge. Das mochte dem Rodtmeier die Sache wohl gleichgültiger machen. Die ewigen sauren Gesichter, das vorwürfsvolle Wesen seiner Frau, die auf Seiten der Tochter stand, waren ihm zuwider. Er machte ein Ende und gab nach. Wenn eine Meierstochter sich so wegwerfen wollte, mochte sie es thun.

Stine war früher immer "seine Beste" gewesen. Seit behandelte er sie anders; nicht unfreundlich, aber mit einem gewissen geringshäckigen Mitleid. Das Mädchen empfand das scharf.

Sie sah jetzt finster über die einfach gezimmerten Sachen hin. Sie wollte sich daran freuen und an die Hochzeit denken, die nun bald sein sollte. Aber die Rede, die der Alte ihr eben wieder gesagt hatte, drängte sich zwischen ihre Gedanken.

"Harr ec'n Annern nahmen, denn harr ec' of woll sammtene Stäule kregen," dachte sie verbittert, "aewer mi! Neuer hei hett jau recht. Wat schull ec' dormit daahn? In 'n Daglähnerhns!"

Ihr Gesicht war nicht heller geworden, als sie langsam aus der guten Stube in die kleine, niedrige Kammer ging, wo sie mit der jüngeren Schwester zusammen schlief, und sich mit einer Näharbeit für die Aussteuer an's Fenster setzte.

In der Hecke, die den Hof an dieser Seite gegen den Eichenkamp abgrenzte, knickte und raschelte es, ein Mensch drängte sich zwischen den Zweigen durch und kam zum Fenster.

"Stine, kommst nich runner?" rief eine Männer-

stimme halblaut, "ec heww nich lange Tib, möt nahsten wedder in'ne Arbeit up 'n Eichhaw. 't is hille Tib un, in de Erute!"

Das Mädchen sah hastig auf und zog die Stirn in Falten. "Nee, ec kann vandage nich," sagte sie kurz.

"Worümme nich?"

"Ec heww meine Lüsten!"

Über das Gesicht des jungen Menschen, der unten stand, ging ein Schatten.

"Na, denn gah ec' wedder," sagte er, sich kurz umwendend, "nachlopen danh 'd Di nich."

Ohne sich umzusehen, ging er.

Stine sah ihm misslüssig nach, ihr Gesicht wurde weicher. Hastig warf sie die Arbeit hin und lief aus der Thür.

Zwischen den Eichen im Kamp holte sie ihn ein. Er blieb nicht stehen, sah sie auch mir unfreundlich von der Seite an, als sie neben ihm herlief und seine Hand nahm.

"Daniel, möst nich bös sin, ec heww dat nich fan meinet."

Er runzelte die Stirn. "Ec lat mi nich weggeschicken und wedderhalen as 'ne Speelpopp!"

"Daniel, uje Badder — hei hett mi wedder wat seggt — ec' was blot noch in 'n Ärger!"

Er war gleich wieder gut; er blieb stehen und legte den Arm um ihre Schultern.

"Arme lütje Maife. Wenn' dat blot wedder was!"

Das Gesicht des Mädchens war wieder hell, mit lachenden Augen sah sie zu ihm auf. Mit verschlungenen Armen gingen sie weiter, erst durch den Kamp, wo der kühle Luftzug des Spätsommerabends durch die Blätter ging, dann noch ein Stückchen in die Felder, wo ein Theil Garben noch in Hocken auf den Stoppelnu stand. Nur der Weizen war noch nicht geschnitten, die Lehren standen schwer gebogen und bräumlich vor Reife. Es war alles Rodthofer Feld, so weit man sah. —

Die Luft stand zitternd vor Hitze über dem Boden, die Straßen lagen weiß im Sonnenschein, und in den verstaubten Eichenwäldern an der Chanssee zupften die Spatzen schippsend an den Lehren, die von den hohen Grutesküfern hängen geblieben waren.

Weithin zwischen den Feldern leuchteten die rothen Röcke der Frauen wie Mohnblumen zwischen den Garben, man konnte den taktmäßigen Niederschwingen der breiten blügenden Senjen am Rand der Weizenfelder verfolgen. Jede Lehre kostete einen Schweiztropfen; es war ein gutes Jahr, die Schellen bis unter das Dach voll, und das tiefe dröhrende Summen der Dreschmaschinen lag an-

schwellend und wieder sinkend in der Luft. Auf des Rödtmeiers breitem Gesicht war der Ausdruck selbstbewusster Zufriedenheit noch deutlicher als sonst, wenn er seine Schenken ansah.

Stine arbeitete für zwei in diesen Tagen; nach der Ernte sollte ja ihre Hochzeit sein.

Spät saß sie noch bei der kleinen Öllampe in ihrer Kammer und nähte an der Aussteuer, der bunten Bettwäsche oder den feinen Ziersäumen der Hemdsärmel. Manchmal half die Schwester ihr, oder auch eine frühere Schulfreundin, Engel Voigt. Sie war die Tochter eines armen Einsiedlers; seit der Schulzeit war sie mit der Meierstochter kaum zusammengekommen, erst jetzt, wo Stine auch bald eine Tagelöhnerin war, wagte sie sich wieder an sie heran. Stine fühlte das heraus, mit heimlichem Unbehagen, aber das Mädchen war fleißig und gefüllig, sie mochte nicht unfreundlich gegen sie sein.

Sie war ja auch so glücklich! Jedes kleine Unbehagen verschwand davor. Sie sang den ganzen Tag laut durch das Haus mit ihrer hellen Stimme.

Sie konnte es selbst kaum glauben, daß es nun Alles so kommen sollte, wie sie es sich wünschte.

Daniel und sie Mann und Frau! Sie hatte ihn lieb mit der ungewöhnlichen, wortarmen Leidenschaft, die in dem äußerlich ruhigen, trocknen Wesen des Niedersachsen steckt, und gegen die bei ihr sogar der starke Hochmut der großen Bauerntochter nicht ankommt.

Als Daniel ihr am einem Sonntagabend zuerst das häusliche Haus zeigte, das er gemietet hatte, sah sie sich anfangs enttäuscht und bedrückt in den paar niedrigen, kleinen Räumen um. Daniel stand daneben.

„Hest Di dat woll anners baucht!“ sagte er freimutig.

Sie hob den Kopf. Wie sie ihn da stehen sah, groß und breitschultrig, mit den treuherrzigen Augen, da vergaß sie ihre Enttäuschung.

„Bi sind ja doch zusammen,“ sagte sie lachend und schlug ihn auf die Schulter, „wat mäst üs dat anners?“

Die hastende Erntearbeit war vorüber, auf Rödthof sollte Hochzeit sein.

Das Leben des Bauern in dem einfachen Gang seiner Arbeit ist bedingt und begrenzt von dem ewig wachsenden, reisenden und welfenden Lebensgang der großen Natur — nur in ungefehlter Weise. Die fröhliche Sommerzeit der Blüthe und Reife ist ihm eine Zeit der schweren Mühe, der sorgenden Hoffnung. Erst wenn das Welfen und Sterben, die müde Stimmung des Herbstes über die leeren Felder geht, ist für ihn die Zeit der feiernden Freude. Nicht nur die schmetternde Tanzmusik aus dem Erntezelt, auch das Klappern der Hochzeitswagen geht in diese Zeit über das Land.

Es war am Vorabend der Hochzeit. Lachend und jubelnd nagelten die Knechte und Mägde auf der großen Diele und am Thorhalle über dem hundertalten Hausthur die Lachtenfrüze mit den blauen und rothen Papierrosen fest.

Draußen vor der Schwelle stand der Bauer, die Felsenzüge auf dem grauen Haar, das in schlichten Strähnen darunter herabhing, die Hände in den Taschen.

Als er von der Einsicht her die Tochter mit dem Bräutigam kommen sah, nahm er die kurze Stiefe aus dem Mund.

„Eh! Stine!“ rief er über den Hof.

Die beiden kamen eilig herein.

„Komm’ eins, eh hewo ju wat tan seggen. Nee, nich hier. Willi man in de Stube gahn.“

Er ging langsam voran. Die Volkspuppe mit den Tanzeholzstäben an der Wand, dem weißgezackten Tisch und dem großen eisernen Ofen war leer. Der Bauer schloß die Thür ab, setzte sich an den Tisch und zog die dicke lederne Brieftasche heraus.

„Es man van wegen den Briefen,“ sagte er zu dem jungen Paar, das vor ihm stehen geblieben war; „ne ordentliche Berichtigung kommt wie jau nich weiter. Eh hewo dat jau all seggt, dat es mir Weite im Haaf zu bor wir niegern. Neiver —“

„Un eck hewo of all seggt, dat es gornix hebben will,“ fuhr ihm der junge Mensch dazwischen, der einen rothen Kopf besaß, „wi hebbet nix nödig.“

Der Bauer hatte einen Zug aus der Pfeife geholt, jetzt sprach er weiter, als ob Niemand ihn unterbrochen hätte.

„Never dat lütte Hus, dat ji meid’t hewoit, hewo ‘c köfft, un ‘n Stück Katuffellam’ achter’n Hus. Un ne Staub in ‘n Stall un ‘n Swien in ‘n Haben schallt of bi sin. Dat heiw’ ic! Gtauscrewen latein.“

Er schob ihnen ein Dokument über den Tisch hin, aber Daniel stieß es heftig zurück, daß es auf den Boden flog.

„Eck heiw’ mir nödig. Eck bruk mir schenkt nahmen, wat mi sau gewen ward!“

„Lat doch, Daniel — lachte man!“ Stine hatte das Papier aufgehoben und faßte ihn am Arm, „t is doch gaud meint, Daniel!“

Der alte Bauer war aufgestanden.

„Wenn du’t nich hebbet wüdt, kriggt sei’t,“ sagte er ruhig, „sei bliwwt min Dochter, wenn sei of ‘n Daglähner frigen deith. Und ‘n’ groten Buer let sin Dochter nich ut’n Hus gahu as’n Tater. Un denn noch wat. Wenn’t iung mal nicht geht, ji künnt allens fregen hier up ‘n Haw, Brot un Eier un Botter un Schinken ut’n Hof — blot nich Gelb. Dor gew eck iung neißen Gröschen vnn.“

Daniel schlug mit der Faust auf den Tisch, eine dunkle Ader stand dick auf seiner Stirn.

„Den Dümvel of! Sin eck denn ‘n flichten Kärl? Eck bruk mir von ‘n Haw! Eck weer min Huu woll nich hungern latein!“

Der Rödtmeier lachte kurz auf.

„Nee, dat woll nich. Min Dochter is dat man anners wennt. Hier geiht dat ‘n beten anners tau as bi ‘n Daglähner.“

Er ging schon mit seinem schweren, bedachtamen Schritt an ihnen vorbei zur Thür. Das Dokument ließ er achlos auf dem Tisch liegen.

Daniel atmete tief und wischte sich die Stirn.

„Un dat mät eck mi beiden latein! Stine, Maife, wenn ‘t nich üm Di weer!“

Wennt der Rödtmeier eine Art bittere Befriedigung darin stand, dem Schwiegersohn seinen niedrigen Stand vorzutragen, so ließ er es sich doch nicht nehmen, eine große Hochzeit zu feiern, wie sich das für einen Meierhof gehört.

Schen Wochen vorher war der Hochzeitsbitter mit seinem gereimten Spruch auf den Höfen in der Nachbarschaft herumgegangen, und die „Bruderschen“ feinsten Hochjes, die die eingeladenen schenkten, lagen in Stine’s Lade.

Das Wetter war klar, sie waren trocken zur Kirche gekommen. Jetzt stand Alles auf dem Hof herum, Männer und Frauen für sich, in ernster, gemessen feierlicher Stimmung.

Die Frauen trugen den schönsten Staat, die schwarze Schleifenhaube mit dem Perlensplitt, die leuchtend blonde oder grüne seidens Schürze, über dem Samtmieder das Nackentuch, mit großen Seidenblumen gestickt. Die Männer waren im schwarzen Kirchenrock. Ein paar von der alten Generation — auch der Rödtmeier selber — trugen noch den weißen Kittel mit Silberknöpfen.

Als die Braut von der Kirche kam und aus dem blumenbeströmten, für die Hochzeit neu gestrichenen Brautwagen stieg, ging sie feierlich durch die Reihen und gab allen die Hand. Sie war sehr still heute, ihre vollen Lippen zitterten immer etwas; aber in ihren Augen lag doch ein glücklicher Ausdruck, als sie sich dann neben Daniel stellte.

Unwillkürlich sah sie zu den jungen Burschen und Bäuerleinjungen hin, die gelangweilt am Thor zusammensaßen; auch der Bräutigam ihrer Schwester war dabei, ein junger Bauer mit breitem, rotem Gesicht und etwas schlaftrigen, blaßblauen Augen. Daniel in seinem Kirchenzeug, mit dem Strauß von gerannten Blumen und Goldband auf dem Hut und dem etrusci, ehrlichen Ausdruck in den Augen sah hübscher und stattlicher aus als Alle.

Es war Hochmittag geworden, ehe sie sich zum

Hochzeitsessen hinsetzen. Auf der großen Diele waren die langen, bekränzten Tafeln gedeckt; die Stühle, deren breite, gehörnte Stirnen sonst in langer Reihe an der Diele entlang standen, waren heute braunen im Kampf, die Klappen über den Sitzplätzen niedergelassen und mit Kränzen behängt. Die Schwalben, die an den Deckenhälften ihre Nester hatten, schossen hin und her, aus dem Sonnenschein in die Dämmerung der Diele, ohne sich von dem Lärm und dem Tellerklappern stören zu lassen.

Es war schon spät, als der letzte der zahlreichen Gäste, Kasse und Thürme von Butterküchen, aufgetragen war, und die Gäste die leeren Tassen auf den Unterschälchen umkippten.

In der ausgeräumten Diele schmetterte der blecherne Rhythmus der Tanzmusik. Stine war müde von aller Aufregung, sie stand fast widerwillig auf, um Daniel zu dem Chrentanz, den das junge Paar allein tanzen mußte, die Hand zu geben.

Nachher saß sie still und sah zu; aber nach und nach kam ihr doch die Lust wieder. Als Daniel sie nachher zum Achter holte, sagte sie nicht nein. Es war, als ob die ungewöhnliche Wildheit des alten Bauerntanzes sie packte. Ihr Gesicht war heiß, ihre Augen lachten, als sie sich mit ihrem Mann zuletz mit verschrankten Händen im Kreis wirbelte und er sie dann mit einem lauten Lachzer durch die Luft schweifte, daß der rote Rock und die langen Mützenbänder flogen.

Draußen stand der Brautwagen schon. Die jungen Bauernbrüder waren sich auf die Pferde, jagten voran und nebenher, und hinter dem Brautpaar kam, mit vier Pferden bespannt, schwer rasselnd der Aussteuerwagen, voran auf das buntbekleidete Spinrad und hinten die bekränzte Wiege.

Zohlend und singend ging der Zug los. Stine saß dicht an ihrem Mann gelehnt und hielt seine Hand. Als der Wagen durch die Einfahrt hinauf, am Kamp entlang, vergaß sie sogar, sich noch einmal nach dem hohen, bunten Giebel des Hofs umzusehen, der nun nicht mehr ihr Zuhause war.

Das kleine Fachwerkhäuschen mit Ziegeldach und geweihten Wänden sah freundlich aus, die Thür war bekränzt, ein großes „Willkommen“ in einem Sternkranz hing in der niedrigen Diele.

Als die junge Frau vom Wagen stieg, trafen ihre Augen zufällig auf die ungierigen Gesichter der Tagelöhnerfrauen, die in den kleinen Häusern nebenan wohnten und nun im Alltagszeug gelaufen kamen, um den Einzug des jungen Paares zu sehen. Einen Augenblick ging es wie ein Schatten über Stine’s Gesicht, dann nahm sie ihren Mann an der Hand und zog ihn lachend über die Schwelle. Sie waren zu Hause.

Die Feiertage waren zu Ende. Graue, unbehagliche Herbstmorgendämmerung sah in die Fenster, schwere Tropfen hingen in dem welken Eichenkranz um die Thür.

Stine stand am Tisch und strich ein paar derbe Brotschnitten, die ihr Mann als Frühstück mitnehmen sollte; Daniel sah ihr zu, den letzten Becher Morgenkaffee schnell heruntergießend.

„Wann’er bringst mi dat Eten?“ fragt er plötzlich, „hentau Klock twölben, nich? Bi sind zusammen unner’n Schuppen up’n Eichhaw. Wardst’ woll finnen.“

Sie hörte mitten im Brotschneiden auf und sah ihn erschrocken an.

„Eck schall Di Eten dragen? Kummst Mi dag nich wedder?“

„Nee, wat meinst denn, Maife? De Weg is tau wid, dat ledt de Buer gornich.“

Stine sah ihm noch immer in’s Gesicht.

„Eck Di’t Eten dragen? Nee, Daniel — kannst dat nich maken as süs? Wo hest denn süs Di Eten kregen?“

Er lachte. „Nee, Schätz, dat geht nich; Ein’n unner de Amtern sin Fru hett för mi dat Eten kafet un miebrökt, un eck heiw’ ehr’n por Gröschen für geben. Dat kann eck mi nich mehr danhu, wenn eck süßen ‘ne Fru heiw’. Wat schallt de Amtern deun seggen? Kumm dor man henn, all de amter Daglähnerfrügens kant of.“

Stine hatte mechanisch das Päckchen fertig gemacht, jetzt schob sie es ihm hin:

"Nee, Daniel, dat kann edt nich. Dat heuw'c mindag nich dah'n."

"Snak! Dein Ihrst't nu!" Er lachte nur, aber ehe er weitersprechen konnte, schlug die Uhr vom Dorfkirchturm. Hastig schob er sein Frühstück in die Tasche.

"Dinner! Al föz! Wat schall de Vuer seggen, wenn'c tau late kumm. Ma, adjuis, Stine, un lak mi wat Gauds!"

Er war schon draußen, ehe Stine geantwortet hatte; sie blieb allein in der kleinen Stube.

(Fortsetzung folgt.)



## Pariser Straßenmusikanten.

Von Wilhelm Holzamer.

**D**er Straßenmusikant, der wandernde Musikant! Ich weiß nicht, ob dem Großstädter das dabei aufgeht, was uns Kindern vom Lande dabei einfällt! Haha! Wir haben sie gut gekannt, die alten Kerle, die lebten, wir wußten nicht wo und wie — sie machten ihre Musik auf den freien Plätzen daheim im Dorf — und gingen mit den paar erschöpften Pfennigen weiter — immer mit guter Miene, tranken ihren Schoppen im Straßenwirthshaus, wo die Fuhrwerke hielten. Dem in meiner Jugend gab's noch die Wirthshäuser an der Landstraße, und man trank noch einen Schoppen Wein statt des Bieres — und dann schliefen sie bei Mitter Grün — wo es sich so gut schlafen lassen soll, wie Sie behaupten, die hübsch geschützt zu Haus in ihren warmen weichen Betten liegen und nicht wissen, wie hart's ist, draußen zu sein, heimatlos und heimlos und zu wandern. Sie erleben die seltsamen Geschichten im Wald, auf einsamen Wegen, in Wirthshaus und — wie's in den alten Geschichten und Gedichten fabulirt wird — mit den Mädchen am Brunnen. Es sind lustige und traurige Geschichten dabei — lustige, in denen das kleine Schöppchen zu viel seine liebenswürdige Rolle spielt — traurige, denen Hunger und Obdachlosigkeit, zerrissene Schuhe und harter Weg, sengende Sonne und Sturm und Gewitter das Gewicht der Lebensumstüre aufladen; und ganz still, träumerische sind dabei: eine Rast im Baumshatten, laufingestreckt, eine Kleeblüthe oder eine grüne Nehre im Munde, weltvergessen, lebensverloren, ein „umber Thor“, dem das Leben nichts anhaben kann. Sie sind wohl rar geworden, die alten, seltsamen, wandernden Dorfmusikanten, denen ich in meiner Jugend nachgelaufen, und bei denen ich später in den Städten, auf den Messen und Märkten stehen geblieben bin und alte, fast vergessene Eindrücke wach werden ließ. Es hing ihnen so etwas von Freiheit und Romantik an, das, was wir „einen poetischen Hauch“ gern nennen. Man nimmt so gern den Schein und das Augebildete ihres Daseins für wahr, man sieht nicht dahinter. Man vergißt das Arme und Harte darin. Ich weiß nicht, macht's die Kunst, die sie ausüben, liegt's in der Kunstausübung selber oder im Inhalte der Musik — oder ist's eben: der liebe leichte Musikanleichtsinn!

Sie sind wohl rar geworden, Die, die so die rechten Kunden sind. Die, denen's so recht im Blute liegt, die Musik sowohl wie das Wandern. Und — sie finden sich weniger auf dem Lande, sie sind mehr in der Stadt. Die meine ich freilich nicht, die Einem in der Großstadt an allen Ecken und Enden lästig werden: die Orgeldreher. Sie zählen nicht zu den rechten Musikantern. Es muß, wenn nicht Kunst, so doch wenigstens ein bisschen können im Musikanthen von denen sein, die ich meine. Es muß in dem, was sie darbieten, ein wenig, wenn auch noch so wenig Eigenes, eigene Seele, eigenes Fühlen, Selbstbewegsein sein. Es ist der Straßengeiger, den ich meine, der Gitarre-, Mandolinen- und Harfenspieler, der Harmonikaspieler als „kleineres Uebel“ meinetwegen noch mitgerechnet, oder

der Klarinette- und Flötenspieler, der Trompetenbläser und schließlich die ganze Kapelle: Trompete und Bombardon, Klarinette und Althorn, Flöte und Waldhorn. Es sind dieselben nicht, die ich aus meiner Jugend in der Erinnerung habe, die, die ich hier in Paris kenne, aber sie haben doch ihre Ähnlichkeiten. Man kann sie sich alle, alle Sorten, an einem Tag und Abend hier ansehen, und es braucht dazu nicht eines besonderen Festes, obgleich es daran hier nicht fehlt. Es sind welche dabei, bei denen man stehen bleibt, andere, mit denen man weiter geht, einige, die Einen ärgern, und wenige, die man nicht mehr vergibt.

Da ist ein Geiger auf Montmartre. Langes Haar, schwarzer Spitzbart, dunkle, tiefliegende Augen, den breitkrempigen Hut auf, den sammetnen Montmartreanzug an. Sapristi, ein Eindruck! Ein Kerl, der die Menge im Konzertsaal hinreihen müßte, für den Bachische und auch ältere Mädchen schwärmen könnten; nicht gerade der „schöne Mann“, aber doch ein interessanter Mann, eine eindrucksvolle Erscheinung. Und wenn man ihn so sieht — nun ja, man bedauert und stund nach: Künstler und keiner, was mag es sein, daran er zerbrochen, was für ein Schicksal mag ihn dahingestellt haben, wo er steht. Allabendlich kam er aus der dunkeln Straße an die Ecke der helleren und spielte. Es war eine kalte Winternacht, da ich ihn zuerst sah. Die Gasflammen flackerten im Winterwinde, der Mond stand hoch. Bleich, über die Menge blickend, stand er und spielte. Neben ihm schlug Einer die Gitarre, eine Frau die Mandoline. Einer sang und verkauft in den Pausen das Couplet — ein recht garstig Gassenlied — und Dienstmädchen und Laufburschen, Handwerker und Flaneure, Gassenjungen und Straßendirnen sangen es mit. Er spielte in den Pausen weiter, die Anderen verkauften die Blätter, und dann war mir, seine Geige weinte. So kam er allabendlich, und ich kannte seinen Ton. Es kommen noch Anderer, es kommt Einer, der sogar besser spielt. Aber sein Ton ist der weichste und in seinem Spiel, allabendlich dasselbe — und oft spielen auch die Anderen das Couplet von der Suzanne, die schwanger geworden —, liegt etwas wie Trauer. Er ist kein Künstler — vielleicht wäre er einer geworden; er macht den Eindruck, ein bisschen ein Anderer zu sein. Es ist doch wohl ein Schicksal, das hinter ihm steht. Und bei ihm — bei ihm scheint mir der Musikanleichtsinn eine Thräne zu haben.

Morgens in der Früh' kommt der Harfner in den Hof. Schnee und Kälte hindern auch ihn nicht. Er bringt ein Stühlchen mit und setzt sich vor seine Harfe. Sie war einmal vergoldet. Sie hat einmal bessere Tage gesehen. Sie ist nun wie Alle, die herabgekommen sind: sie ist hart geworden. Sie ist scharf und spitz in ihren Lönen. Sie hat Seele und Gefühl verloren, sie muß ja auch die Gassenlieder spielen; die alte, vornehme Harfe, die vielleicht einmal Wagner's „Lied an den Abendstern“ in der Großen Oper hat begleiten dürfen, spielt nun die leichtsinnigen, oberflächlichen, nichtsahnenden Gassenlieder, Walzer, Complets und Quodlibets, da kann man sich's denken, daß sie leer bleibt und rappelt und quietscht und schrillt. Es klingen ein paar Sons auf dem Asphalt auf. Der Harfner geht weiter zu einem anderen Hof. Er ist ohne Poeste, wie sein Leben auch.

Es sind verschiedene Gitarren- und Mandolinen-spieler, die auch zugleich singen. Sie bringen Morgen-, Mittag- und Abendständchen, d. h. zum Abend vereinigen sie sich oft mit Anderen. Es ist wohl sicherer und einträglicher. Sicherer — denn ich sah wiederhol die Flucht vor dem schon von Weitem signalisierten Schutzmänn. Es sind noch die richtigen Bettelmusikanten, Musikantern, die nur Bettler sind und deren Spiel eigentlich keine Musik ist. Eine alte Frau, die Geige kratzt, deren Kind den Teller hält, ein Blinder, der Flöte bläst, eine Blinde, die Harmonika spielt, Blinde, männliche und weibliche, die singen. Ja, es sind viele Blinde hier in den Straßen zu sehen. Manche sehen wohl auch.

Es ist da noch ein Trompeten. O, er schmettert! Auf der Loreley stand mal Einer, der schmetterte

so über den Rhein hin: „Behüt dich Gott, es wär' so schön gewesen!“ Der am Rhein hat uns gerührt, besonders da er die Loreley blies, der hier läuft innerlich kalt, denn er schmettert nur. Man staunt, wie er die hohen Töne herausbringt, man bewundert seine gute Lunge. Er bläst, daß die Wände zittern. Er hat kein Gefühl, nur Kraft. Am schönsten sind seine Signale. Vielleicht kommt einmal ein König nach Paris, der einen Fanfarenbäser braucht und findet den. Er kann sich dann gratulieren, denn der kann's.

Es sind endlich die Kapellen. Sie executiren ihre Weisen in Höfen und Thoreinfahrten. Manche haben das Feierliche und Sanfte mehr im Programm, andere mehr das Lustige, Scharfe. Bei der einen brilliert der Trompeter, bei der anderen der Klarinettist oder Flötist. Das bezeichnet schon gleich den Unterschied ihrer Spielart. Sie kommen meist am Morgen. Wie man gerade gestimmt ist, mag ihr Spiel seinen Reiz haben. Oft ist's eine Qual. Denn nichts kann für den Musikkiebhaber eine größere Qual werden, als die Musik.

Dann noch ein Einzelner: ein Klarinettist. Baluschek müßte ihn malen. Sein Ton ist zart und weich. Er ist alt und hat nicht viel Athem mehr. Aber er ist eine Erscheinung. Er hat einen grauemelirten Bart, kurzgesagt, einen echten Musikanternbart. Und einen alten verwitterten Filzdeckel auf dem struppigen Haar. Und eine Brille auf der Nase. Die allerrichtigste Klarinettistenbrille: große Gläser, schwere Fassung und — ein wenig herabgerutscht. Er spielt zag und zart — und liegt auch nicht viel drin in seinem Spiel, thut's doch den Ohren nicht weh. Und man sieht den Alten gern. 's ist ein Bild, wenn er da steht vor den kleinen Marmortischchen, an denen die geschwiegerten und gebügelten Herren und die geschmückten und geschninkten Dänchen, ganz dünne, schlanke, und ganz dicke, fette, ganz junge, die alt aussehen und ganz alte, die sich jing gemacht haben, sitzen. Der Geiger und der Klarinettist: es fallen einem Geschichten ein, wenn man sie sieht. Ernst, schwere beim Geiger, lustige und pußige beim Klarinettisten, Musikanleichtsinn! Verderben, Not und Leidenschaft — und schließlich ein Lied und Stücklein aus dem Leben, dem lieben verschlungen Leben, von dem sie uns, wie die Zigeuner bei Lenau, zeigen, „wie man's verachtet!“ Und Musikanleichtsinn, wie sie Haus Schwäger gemalt hat, Kobold- und Gespenster-Pußigkeiten, hier mitten im Leben und Lärm der Großstadt. Mit dem heimlichen Lachen der großen Lebenswirtschaft: Nicht Wald und einsamer Grund und verschwiegene Heide — aber schließlich, ein Laternenpfahl doch, den kein Schutzmann bewacht, den man im Mantel umarmen, und an den man sich anhängen kann, wenn's zu arg wird. So sind die Straßenmusikanten, die ich in allen Gegenden von Paris, und ohne daß eine besondere Gelegenheit sie irgendwo hingeführt hätte, gefunden habe, und die natürlich am zahlreichsten auf dem Montmartre vertreten sind — und da wohl auch die geeignete Umgebung und Welt für sich haben — so sind sie mit denen verwandt, die ich in meiner Jugend gekannt habe, und so unterscheiden sie sich von ihnen, wie ich mich von dem Knaben, der ich war, unterscheide. Die schwere Hand des Lebens, die auf unser Dasein gelegt ist, ist drückender und uns bewußter. Es ist ein Traum verflogen, und Arbeit und Kampf sind an seinen Platz getreten. Das liegt heute deutlicher auf Allen und drückt auf Alles. Nehmen wir's auf damit, daß wir nicht verderben! —



## Ein Sozialdemokrat von 1848.

Von A. Conrad.

In der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung hat der Name der schlesischen Hauptstadt einen guten Klang. In Breslau hat der Unsterbliche das Licht der Welt erblickt, von dessen agi-

torischem Aufstreten vor nun vierzig Jahren die heutige deutsche Sozialdemokratie ihren Ausgang nahm, und „Hier ruht“, um die von August Böckh dem großen Arbeiterführer gewidmete Grabschrift zu zitiren, „was sterblich war von Ferdinand Lassalle, dem Denker und dem Kämpfer“. Sein Aufstreten im Jahre 1843 hatte ganz gewiß für die sozialistische Bewegung die Bedeutung eines Anfangs — aber eines neuen, nicht des ersten Anfangs. Der war schon in den Zeiten der Revolution von 1848 und selbst davor gemacht worden: auch in der Metropole Schlesiens. Und gerade in Breslau waren diese ersten Anfänge wohl am stärksten unter allen deutschen Städten ausgeprägt, Berlin und Köln höchstens ausgenommen. Die Namen zweier Sozialisten von überragender Bedeutung sind für diese Frühzeit der deutschen Arbeiterbewegung untreubar mit dem der Stadt Breslau verknüpft.

Der eine ist allgemein bekannt. Es ist der von Wilhelm Wolff, dem „föhnen, treuen, edlen Vorkämpfer des Proletariats“, dessen Name Karl Marx den ersten Band des „Kapitals“ gewidmet hat. Wilhelm Wolff war kein geborener Breslauer; aber der Spitzname, durch den er seit den Zeiten von Acht- und vierzig von einem anderen Sozialisten gleichen Namens unterschieden wird, verrät schon, daß er in Breslau und an Breslauer Verhältnissen zur sozialistischen Erkenntnis erwacht ist. Den „Kassenmatten-Wolff“ haben ihn seine Freunde getauft — nicht, wie nahe liegt anzunehmen, weil er des Längeren in den Kassenmatten der preußischen Festung Silberberg gebraucht hat, sondern wegen eines Zeitungsaufsatzes, durch den — zum ersten Mal in Schlesien — der Versuch unternommen wurde, an der Hand einer Breslauer Lokalschreitung die öffentliche Aufmerksamkeit auf die traurige Lage der Arbeiterklasse zu lenken. In der „Breslauer Zeitung“ vom 18. November 1843 schilderte Wolff in ergreifenden Worten das herzerreißende Bild, dem die proletarischen Bewohner der Kassenmatten in der Sternstraße preisgegeben waren. Dieser baufällige Rest der ehemaligen Festungswerke war nur zur vorübergehenden Aufnahme beim Umzug obdachlos gebliebener Familien bestimmt. Trotzdem aber hausten zahlreiche Arbeitersfamilien Jahre lang in den dumpfen Räumen, auf das Schauersame zusammengepresst: oft drei, vier und noch mehr Familien in einem Raum. Die Wohnungsverhältnisse der nicht in dieser Höhle hausenden Proletarier aber waren nicht viel besser. Armenärzte berichteten, daß die Behausungen der Breslauer Arbeiter eher Schweinehöfe, als Wohnungen zu nennen seien. Alles darin sei so baufällig, daß bei jedem starken Tritt das ganze Gebäude erzittere. In den Höhlen gelegen, würden die Arbeiterwohnungen durch die Ausdünningen der Abritte und Ställe vermengt, die an den Wänden oft als ganze Böschungen niedergestürzen und schädliche Schwämme heranziehen. Gelenthermatismus, Skrofula, Bleichsucht müßten die Gesundheit ihrer Bewohner zerstören. Dem Heil der Breslauer Bourgeoisie, der im letzten Schlag der eigenen vier Pfähle von diesen Zuständen nichts geahnt hatte, schlug ob der Wolffschen Erzählungen denn doch das Gewissen. Ein „Verein zur Errichtung der Kinder hilfsloser Proletarier“ bildete sich, um dem aber die paar ernstlich sozialistisch eingehauchten Elemente bald hinweggefegt wurden, weil die hohe Regierung an dem Motto „hilflos“ in dem Titel Anstoß nahm und die Mehrheit der Vereinsmitglieder nichts Eisigeres zu thun hatte, als den Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen; nachher setzte das Präsident der Hilfsanstalt auf den Verein selber. Immerhin dieser Philanthropiegeist war natürlich auch nicht Wolffs Plan. Indes verdankte er es dem Konservativen, daß ihm anno 48 die Breslauer Bürgerschaft in die deutsche Nationalversammlung nach Frankfurt wählte: allerdings bloß als Stellvertreter für den Provisorischen Staat.

Der Konservativen-Wolff war nicht der einzige Sozialist, den die Stadt Breslau 1848 mit einem parlamentarischen Mandat betraute. Sie hat auch in die andere „Nationalversammlung“ des tollen Jahres, die preußische in der Singulärsomie zu

Berlin, einen Vertreter entsandt, der sich selber mit Stolz einen Sozialdemokaten nannte: Christian Gottfried Nees von Esenbeck. Dieser erste und bislang einzige Sozialdemokrat der preußischen Volksvertretung wird den Wenigsten auch blos dem Namen nach bekannt sein. Und doch verdiente sein Andenken schon deshalb in Ehren gehalten zu werden, weil er infolge seiner Berufszugehörigkeit als weisser Rabe zu charakterisiren ist. Nees von Esenbeck war Universitätsprofessor und gehörte also zu einer Menschenklasse, deren Angehörige im Allgemeinen nicht gerade als tapfere Vorkämpfer der leibenden Menschheit berühmt sind. Auch im Revolutionsjahr schon konnten die vielen damals parlamentarisch thätigen Professoren durchweg keineswegs als politische Vorbilder gelten. Die Frankfurter Nationalversammlung, in der die gelehrten Herrn am zahlreichsten vertreten waren, wurde mit dem Spottvers begrüßt:

„Fünfundsechzig Aristokraten,  
Vaterland, du bist verrathen.  
Fünfundsechzig Bureaufraten,  
Schöne Worte, keine Thaten;  
Fünfundsechzig Professoren,  
Vaterland, du bist verloren.“

Wären es Professoren von Nees von Esenbeck's Schrot und Korn gewesen, es möchte heute wohl etwas anders und besser im deutschen Vaterland aussiehen. Wenn Nees auch noch nicht zur vollen theoretischen Klarheit im Sinne des wissenschaftlichen Sozialismus durchgedrungen war, so darf er doch Sozialdemokrat genannt werden; denn in praktischen Fragen der Politik traf er durchweg das Richtige. Nicht darin liegt seine Bedeutung, daß er ein bahnbrechender Theoretiker gewesen wäre: das war er nicht. Auch für einen genialen Agitator soll er nicht ausgegeben werden, der etwa mit einem Löffel auf eine Stufe gestellt werden könnte. Wodurch er ungemein anziehend wirkt, das ist seine vorbildliche Persönlichkeit, das ist der furchtlose Bekennermuth, der ihn nicht davor zurückgeschreckt ließ, seine sozialdemokratische Überzeugung gegenüber einer Welt von Feinden zu vertreten, unbekümmert um tödlichen Haß und giftige Verleumdung, um gerichtliche Verfolgungen und polizeiliche Chikanen, um Auswölbung aus seiner Koste und bittere Not.

Das wäre wohl Grund genug, Nees von Esenbeck der Vergessenheit zu entreißen, der ihn ein unbilliges Geschick hat anheimfallen lassen. Aber er hat noch mehr Ansprüche auf einen ehrenvollen Platz unter den besten Namen der deutschen Vergangenheit. Als Mann der Wissenschaft war er nicht ein bloßer Doktorandgelehrter, sondern der Größte einer. In seinem wissenschaftlichen Spezialgebiet, der Botanik, ist er wohl der bedeutsamste Name, den Deutschland aufzuweisen hat. Er darf der erste deutsche Fortsetzer und Verfasser des Werkes von Linne genannt werden. Zwei Jahre vor dem Tode des großen Schweden ist Nees von Esenbeck geboren worden, den 14. Februar 1776 auf dem Reichenberg bei Erbach im Odenwald, wo Nees' Vater als Beamter der Reichsgrafen von Erbach beschäftigt war.

Der Ort, in dem sie aufwuchsen, war für die Entwicklung von Christian Gottfried, wie von seinem jüngeren Bruder und nochmaligen Fachgenossen, Theodor Friedrich, bedeutsam. „Unsere Knabenjahre,“ schreibt Nees selber, „verfloßen ganz im Schooß der Natur. Das Bergschloß, das unser Vater bewohnte, lag frei und hinten von bewaldeten Hügeln umgeben, wo ich, auf gefährlich erhabenen Stellen ruhend, stürzte, die Wipfel der Eichen und Buchen tief unter mir sich im Sturmwind beugen sah und dabei heimlich in mir jubelte. Meine Eltern ließen mir und meinen Geschwistern jede vernünftige Freiheit und üngsteten uns nicht mit sträflichem und anhaltendem Lernen. Aber durch den Kindergarten und die vielsachen Verstreunungen zog sich ein Grünen der Natur, die mich ungab, leis an mein Herz und weiste ein heimliches Sehnen, das zu gehand war, um in Empfindeli anzutun.“

So wünschte sich Nees von Esenbeck, als er im Jahre 1796 die Universität Jena bezog, aus Neigung zum Naturjudentum und der Naturphilosophie: leichte betrieb er nach Freude und vor Allem nach Schelling, vom deinen Einfluß er sich erst im hohen Alter

eingermaßen emanzipierte; außerdem aber machte der große Heide in Weimar gewaltigen Einfluß auf ihn: es war ihm nämlich vergönnt, während seiner Jenauer Zeit (1796 bis 1799) in persönliche Beziehungen zu Goethe zu treten. Als Brotdiagram betrieb er die Medizin. Nachdem er in diesem Fach 1800 zu Gießen promovirt hatte, ließ er sich in seiner Heimat als praktischer Arzt nieder. Um es auf diesem Wege zu einer gesicherten und einträglichen Existenz zu bringen, war Nees nicht der Mann; denn seine hervorstechendsten Charakterzüge waren warmes Gefühl, thätige Menschenliebe und außerordentliche Unegentümlichkeit. „Als Arzt,“ sagt er selber, „hatte ich fast ausschließlich den leidenden Kranken vor mir; mich selbst aber betrachtete ich als Nebensache. Ich bekam so nie eine einträgliche Praxis, wie man's so nennt. . .“ Nach dem frühen Tode seiner ersten Frau hängte er dann die ärztliche Thätigkeit an den Nagel und widmete sich ganz seinem Lieblingsfach, der Botanik.

Was er auf diesem Gebiet bis an sein Lebensende geleistet hat, kann hier im Einzelnen nicht dargestellt werden; dafür muß auf die botanischen Fachgeschichten verwiesen werden und etwa auf die Darstellung von Nees' Wirken in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“, deren Verfasser den Fachgenossen Nees ausführlich zu seinem vollen Rechte kommen läßt, dagegen bezeichnenderweise die politische Thätigkeit des Sozialisten Nees als unbegreifliche Verirrung mit einem stillen Trommelschlag möglichst kurz abtut. An dieser Stelle muß natürlich das umgekehrte Verhältniß obwalten. Das kann um so eher geschehen, als Nees' große Verdienste um die Botanik, zumal die Kryptogamenkunde unbestritten sind. Braucht auf die Qualität von Nees' forschungswissenschaftlichen Leistungen als über jeden Zweifel erhaben blos hingewiesen zu werden, so seien dagegen ein paar Worte über ihre Quantität gesagt. Sie ist interessant als Beweis einer schier fabelhaften Arbeitskraft. Zu dem „Schlesischen Schriftstellerlexikon“ von Nowack hat Nees selber ein Verzeichniß der Titel der von ihm zwischen 1818 und 1836 veröffentlichten Bücher und Abhandlungen beigelegt. Es nimmt nicht weniger als 16 Seiten des allerleinsten Satzes ein und umfaßt eine ganze Anzahl umfangreicher Werke. Dazu kommt seine Lehrthätigkeit als Professor der Botanik erst an den Universitäten Erlangen und Bonn, seit 1830 in Breslau: hier und an der rheinischen Universität fand er außerdem noch Zeit, die Anlage auch nach der ästhetischen Seite umstülpiger botanischer Gärten zu leiten, die noch heute zu den Gärten der beiden Städte gehören. Hiermit nicht genug, war er von 1818 bis 1858 Präsident der Leopoldinisch-karolinischen Akademie der Naturforscher — beispielhaft der einzige Überrest des hl. römischen Reiches deutscher Nation — und erledigte mit größter Hingabe die verwickelten Geschäfte dieser wissenschaftlichen Körperschaft, in erster Linie die Herausgabe ihrer Publikationen, die er, während seiner vierzigjährigen Präsidenschaft im Ganzen 47 Quartände, nicht blos redigierte, sondern auch korrigierte. Er bekam dafür nicht nur nichts, sondern setzte auch noch aus seinen bescheidenen Mitteln eine Menge zu, da er mit der Veröffentlichung von bedeutenden Arbeiten zumal jünger Talente, die keinen Verleger finden konnten, nicht warten wollte, bis gerade Geld in der Kasse der Akademie war.

Die ärztliche Anerkennung seiner gelehrten Thätigkeit hat Nees von Esenbeck nicht gefehlt. Ihm war jedenfalls das Erfreulichste, daß er den Besten seiner Zeit genug gethan: Goethe und Alexander v. Humboldt haben ihm in reichem Maße das verdiente lob gezollt. Der gelehrten Gesellschaften, die sich glücklich schätzten, ihn zum Mitglied zu haben, waren im Ganzen 77. Bei Monarchen und Ministern war er wohl gelitten. Auch hatten ihn diverse Potentaten mit Orden und Ehrenzeichen beglückt, u. A. der König von Preußen mit dem rothen Adlerorden dritter Klasse. Es hätte also garnichts im Wege gestanden, daß Nees bei seinem Tode als Ritter et. Mitglied gelehrter Körperschaften und — kurz — berühmter Mann von allen Wohlgesinnten für einen





Hans v. Bartels: *Beim Fleßflicken.*



sprechenden Beweis ausgegeben worden wäre, wie in Preußen die Wissenschaft allerhöchster Protektion gewürdigt werde — wenn blos nicht dieser verfehlte Botaniker aus so ganz anderem Holze geschnitten gewesen wäre, als man es vom Durchschnittsprofessor gewöhnt war.

Anstatt sich in sein Spezialfach einzukapseln, unbekümmert darum, was sonst die Welt bevegte, fand er seine botanischen Forschungen wichtig blos, insofern sie einen Beitrag zu einem großen wissenschaftlichen Weltgebäude darzustellen vermochten; er wollte nicht blos Botaniker, sondern auch ein Philosoph sein. Die Philosophie aber versetzte er nicht allein in die luftigen Höhen der metaphysischen Spekulationen, sondern wollte sie auch für's Leben fruchtbar machen. Er hat sogar später (1849) von sich gesagt: „Was ich von meiner Jugend an geschrieben und in den Druck gegeben habe, das habe ich stets nur als ein Werk meiner Mußestunden betrachtet, als nichts weiter, und zwar darum, weil mir von jeher etwas Anderes im Sinn lag, dem ich mit Leib und Seele nachging und nachstrebe, und das mich als das innige Lichtlein meines Verhängnisses durch mancherlei Schale bis hierher oft wunderlich genug weitergeführt hat, dabei vor meinen Augen immer lichter und größer geworden ist, so daß ich glaube, dem Ziel meiner Wandernug wirklich näher gekommen zu sein.“ Ihn verlangte nach „politischer Thätigkeit und Verhüttung alles dessen, was im Lichte der Philosophie in seinem Innern zur Reife gekommen war.“

Die Sache ließ sich zunächst recht harmlos an. Im Jahre 1841 erschien als erster Band eines neuen Systems der spekulativen Philosophie eine „Naturphilosophie“ vom Dr. C. G. Nees v. Esenbeck. „Die pantheistische Gleichstellung von Gott und Natur, die darin zum Ausdruck gelangte, war nichts Neues, sondern eine ganz gewohnte Erscheinung, die um so harmloser erschien, als der philosophische Jargon das Buch für weitere Kreise verständlich mache; besonders beruhigend wirkte der in der Vorrede ausgesprochene Protest gegen den Kult der „materiellen Interessen“, gemeint war freilich die Monarchieberechtigung der besitzenden Klasse. Aber die Staatsweisen haben damals sich gewiß nicht darüber lassen, was darunter zu verstehen sei, wenn im Anschluß an jenes Wort „ein freies soziales Verhältniß, ein starker Verfassungsbund hingebender Humanität“ als Nees'ches Ideal angesehen wird. Deutlicher wird unter den Staats- und Kirchen-

pfeilern das Entsezen gewesen sein, als die nächste nicht-botanische Schrift des berühmten Naturforschers einen rücksichtslosen Angriff auf eine Hauptstütze der hergebrachten Weltordnung, auf die christlich-germanische Ehe, darstellte. 1845 ward als einziges Stück aus den weiteren Bänden des Nees'schen Systems der spekulativen Philosophie, das überhaupt erschienen ist, ein Schriftchen veröffentlicht, das den Titel führte: „Das Leben der Ehe in der vernünftigen Menschheit und ihr Verhältniß zum Staat und zur Kirche.“ Man war damals in Preußen gerade dabei, die Scheidung gesetzlich zu erschweren. Die Heiligkeit der Ehe sollte u. a. dadurch gestärkt werden, daß als Scheidungsgrund nicht mehr angesehen werden dürften: Beleidigungen, Drohungen, Thätschkeiten, Wahnsinn, Versagung der ehelichen Pflicht, heftiger und tief eingewurzelter Widerwill, beiderseitiges Einverständnis usw. Zum Protest dagegen veröffentlichte Nees das gedachte Bruchstück, das zwar von philosophischen Prämissen ausgehend, aber in ganz verständlicher Sprache die realen Verhältnisse berücksichtigend, radikal alle gesetzlichen Hindernisse für die Scheidung als unsittlich brandmarkt. Dem Staat erkannte Nees blos das Recht zu, von den Eltern zu erzwingen, daß sie die Kinder versorgten, nicht aber sie gewaltsam zusammenzuhalten. Sein menschliches Scheidungsgesetz lautet: „Die Ehe darf nicht über die Liebe hinaus dauernd.“ Sein Ehegesetz: „Die sich lieben, sind vermählt.“ Er kann sich nichts Unsitthaeres denken, als wenn zwei Menschen, die innerlich miteinander garnichts gemein haben, durch den Eheperch gesetzlich zusammengehalten werden. „Wahrlich, ich sage Euch, wer da Macht hat zu lösen und bindet statt dessen das Band, welches ein Weib verbindet, gegen die Liebe einem Manne fleischlich gehorsam zu sein, oder einem Manne straflos gestattet, den Trieb kinderlos mit einer erlaufenen Buhlerin zu stillen, — der Staat, der nicht das Weib, das sich verkauft, des doppelten Mordes schuldig erklärt, — der ist noch weit von der Gerechtigkeit und liegt, wie er sich auch der Christlichkeit und der Kultur rühme, tief in den historischen Banden des Heidentums und der Barbarei.“

Wer so ruhlos über die bürgerliche Institution der Geldsackheirathen loszog, von dem war auch nicht viel Respekt vor dem Geldsack selber zu erwarten. Nees war auch schon gerade dabei, sein allgemeines politisches Glaubensbekenntnis abzulegen.

Das Jahr 1845 bezeichnet, wie Ledermann weiß, den Anfang der deutsch- oder christlich-katholischen Bewegung, die an Monge's Brief wider die Verehrung des heiligen Stodes (1844) anknüpft und gegenwärtig ihre Hauptausläufer in den freireligiösen Gemeinden hat. Im Sinne der Auffassung, die heute in der grossen Mehrzahl der letzteren obwaltet, hat Nees von Esenbeck sich alsbald der deutsch-katholischen Bewegung angeschlossen, in deren ersten großen Gemeinde, deren zu Breslau, er bald mit Wort und Schrift eines der eifrigsten Mitglieder war. Für ihn bedeutete die freireligiöse Bewegung die Religion der Vernunft, der Freiheit und der Humanität. Von bindenden Glaubenssätze, die mit der wissenschaftlichen Erkenntnis in Widerspruch stehen, will er nichts wissen; für einen außerweltlichen, persönlichen Gott, für die Unsterblichkeit der Seele oder gar für Wunder ist ihm blos das vorbildliche Ideal eines Menschen. Wir sind Alle Gottes Kinder, wenn wir uns bestreben, das Gottesreich nach Christi Willen hineinreden zu verwirklichen. Das aber geschieht durch Verwirklichung des Kommunismus, wie ihn Jesus gefordert hat.

Frei von religiöser Verbrämung und aus dem Gebiet der Allgemeinheiten auf das der konkreten Thatsachen übertragen, sprach Nees von Esenbeck seit 1846 seinen sozialistischen Standpunkt in einer Monatsschrift aus, die von jenem Jahr ab von Franz Behrens in Breslau herausgegeben wurde. Es war der „Volksspiegel“, als dessen spiritus rector Nees anzusehen ist. Da wurden als Grundüber der bestehenden Gesellschaftsordnung bezeichnet: die Entfesselung aller bösen Leidenschaften, der allgemeine Kampf aller gegen Alle, die Lücken und Lüsten des Handels, der Kredit und der Bankerott, die Vortheile des Monopols, die Übertheuerung der Konsumanten, die Unterdrückung des Arbeiters durch die Herabsetzung seines Lohnes und durch die Verlängerung seiner Arbeitszeit. Als Ziel einer neugestaltenden Sozialreform bezeichnete der „Volksspiegel“ eine Organisation der Arbeit, die auf Gerechtigkeit und Gleichheit basirt sein und jedem den vollen Ertrag seiner Arbeit garantiren solle. Das Eigenthum sei nicht abzuschaffen, aber seiner ausfängenden Kraft zu entkleiden. Das aber geschehe, wenn freie Assoziationen (Genossenschaften) mit Staatsvorbehalt allgemeine Produktionsform würden.

(Fortsetzung folgt)

## Maciej.

Von Adam Schymanski. Deutsch von Anna Schapire.

Als er begann, ohne mich über den Schuster anzusehen.

\* \* \*

Sie haben gewiß schon von einem großen, schnellen Fluss gehört, Herr, der Narwion heißt?

Nicht weit von diesem Fluss sind drei kleine Dörfer, die Mocarze heißen.

Viel Dörfer hab' ich schon gesehen und viel Menschen. Und die großen sibirischen Dörfer hab' ich gleich'n und die sübirischen, die so groß sind wie Städte, und viele und andere und nirgends sah ich solche Dörfer wie unsere Mocarze.

Was fehlt dort und was ist dort nicht da? Maciej streckte beide Hände aus.

Und diese Neder und diese Neuerten! Und dieser Wald, lauter Eichen, und dies Getreide wie Gold.

Hier ist Alles so groß und so unendlich. Was sieht der Mensch in der Taiga? Vorüberfreut er sich im Felde Wie 'n Grab ist es. Oben irgendwo ein Geier, in der Taiga heult ein Bär.. Das ist die ganze Freude. Bei uns ist das anders.

Man geht des Morgens hinans und ruft und es fliegt in der Lust wie eine Glöde. Und man schaut sich die lustigen Geschöpfe an und wie sie zwitschern auf der Erde und auf den Bäumen und hoch unter im Himmel, und man wird leßig in der

Seele. Und dann riecht man den Duft von den Feldern und aus den Wiesen, wie Weihrauch in der Kirche; dann bekommt der Mensch auch gleich zweimal so viel Kraft. Niemals und nirgends hab' ich so eine Kraft in mir gespürt, wie in Mocarze am frühen Morgen. Hier ist Morgen, und die Welt freut sich nicht, kein Vogel und kein Thier, das man kennt. Bei uns ist's anders.

So viel Länder hab' ich gesehn, das ganze große Sibirien bis zum Meer und ein Stück darüber 'm Meer, nirgends hab' ich so was Schönes gesehen, wie bei uns! Aber das hab' ich erst hier gelernt. Sind bei uns auch kluge Leute, sind Geistliche da und Herren, sind auch Bauern da mit Köpfen: keiner weiß, was er hat!

\* \* \*

Das Dorf war groß, unser Herr hieß Herr Oliszestki und wir waren Leibeigen. Ich sag' gar nicht, daß es in der Leibeigenschaft gut war. So war schon gewiß zwanzig Jahre alt, als Herr Oliszestki mich auf den Hof nahm.

Gesp. war er, trocken und klein und so schief manchmal, wie ein Teufel, der Seelen jagt. Über eigentlich war er nicht schlecht und mir, wenn er böse war, und böse wurde er um jede Dummkophilie dann schämte er nur so, aber es dauerte nie lang. Er schreit und zetert und wird noch gelber, aber

(Fortsetzung)

**M**aciej soll ich niemals mit 'nem Menschen reden können? Sie sind im Laden, Herr, Sie wissen auch, wie mit den Leuten zu reden ist und ich kann das nicht. Rächt mir mit den hiesigen, sondern auch mit unseren, weil ich so einfach bin. Man wird traurig, wenn man immer so allein ist und man fällt ein Leibe ab, und da ist kein Mensch, mit dem man reden kann, und sie lachen einen noch aus. Aber Sie, Herr, jetzt wandte er sich an mich, „verstehen jedes menschliche Wort, Sie wundern sich nicht und lachen nicht, da kann man reden wie mit jenseitigen. Schenken Sie selber ein, Herr Stanislaw, ich brauch' diesen dummen Thee überhaupt nicht.“

Der Schuster war zwar über diese offenkundige Unterstützung der sozialen Ordnung empört, aber er ging doch in die Küche, und der von einer seiner verschwieglichen Pflichten befreite Maciej wurde nun laugiger.

Sir legten uns beide auf das Sofa. Maciej lasst mir jetzt alte Geschichten erzählen. Er war wohl wie eine Bürgersuppe, aber loderbar, er schwieg. Nur sein laster Athem zeigte, daß er in Gedanken eifrig arbeitete, juckte, summte...

Maciej war ganz wie gewöhnlich mit grünen Gräsern, auf denen beide Hände lagen. Er blieb einige Minuten still, mit starrenden Augen, und dann stellte ich ihn mit einer Frage ermannern,

wenn er aufgehört hätte, könnte man ihm nachher Alles sagen, und er hört und sagt garnichts. Gerecht war er. Die Jüngeren, von denen kann man nicht gerade sagen, daß sie ihn gern hatten, aber die Älteren, die Bauern, sagten immer: Künnet Euch nicht darum, daß er schreit, von zwei Hunden ist immer der besser, der bellt. Und es war so, er that keinem wirklich was, er quälte die Menschen nicht, aber das wußte ich erst später. Damals wußte ich nur, daß unser Herr Olszeski schlecht ist, und fürchtete mich vor ihm, wie vor Feuer. Und, ich weiß nicht warum, ich ging immer weiter von ihm und er kam immer näher. Packt mich immer, schimpft mich zusammen. Nun, ich denk', was der Vater mir gesagt hat: künnete Dich nicht darum, daß er schlecht ist, denk' daran, daß er gerecht ist, und leide und leide und piepse kein Wort. Und ich hätt' es lang getragen, wenn mein Olszeski nicht schon allzustark die Suppe gesalzen hätte. Er that alles Mögliche und er gab mir Namen, daß ich sogar jetzt nicht gern daran denke: Du dummer Kloß Du, Du Thunrichtgut." Ich lief vor ihm fort, wie der Hase vor den Hunden, aber sowie er mich auf dem Hof sah, begann er zu schimpfen: „Du dummer Kloß Du...“ Und eine Stimme hatte er gar nicht nach seiner Größe, man hörte sie wie eine Pfeife, und wenn ich ihn hörte, drehte sich in mir Alles um und um.

"Dumm war ich ja schon für ihn, aber für so dumm wieder hielten mich meine Leute nicht. In der Kartschma bei der Geige, oder im Feld bei der schwersten Arbeit, keiner von den Burschen kam an mich heran. Wenn ich lief vor der Arbeit nicht davon und nicht vom Vergnügen und einer Kraft hatte ich, nicht so, wie jetzt. Was niemand konnte, das that Maciej.

"Und da fällt der mich so an. Ha, nu, denk' ich, nu ist's aber genug, ich werd' ihm schon zeigen, daß ich nicht so ein dummer Kloß bin. Wie's jetzt ist, weiß ich nicht, aber damals gab es keine Führe bei uns, die ich nicht halten konnte. Wenn ich sie so von hinten packte, so konnte man die Pferde erschlagen, sie kamen nicht vom Fleck. Mit den Wagenpferden hält' ich es noch nicht versucht, der Kutscher gab's nicht zu, wirst den Wagen zerbrechen, sagt er, dann hab' ich die Strafe. Aber: wenn ich will, so will ich."

"Feiertag war's, und er ließ anspannen, aber nicht in die Kirche, denn er fuhr allein, zur Stadt wahrscheinlich, und er setzt sich hin und macht das Thörchen zu und wartet, daß die Pferde laufen, denn er hatte es gern, wenn sie stark ließen.

"Und ich steh' schon hinten und stell' die Beine gut aneinander, um stark zu sein. Die eine Hand stemm' ich in die Seite und mit der anderen pack' ich den Wagen von hinten, und das Herz geht mir wie ein Hammer, denn so fette Rösser hält' ich nicht, denk' ich mir, und das Schlimmste ist das erste Wiehern. Alle Kraft stemm' ich, und die Pferde ziehen, daß es mir im Arm kracht. Die Pferde wiehern und wiehern, aber sie machen keinen Schritt.

"Vorwärts!" piepst er im Wagen, und die Frau und die Fräulein stehen am Fenster und wehen mit weißen Tüchern.

"Vorwärts!" piepst er noch giftiger.

"Aber der alte Wacho mußte sich schon denken, was das für Geschäft ist, und treibt nicht die Pferde, damit ihnen nicht was geschieht, sondern er dreht sich nur um und sagt: 'Wie soll ich fahren, wenn Maciej hält.'

"Und Der springt runter, wie mit Wasser bespritzt, und zittert so, daß er nicht atmen kann, und wird ganz grün und schaut mir grad' in die Augen, und ich halte den Blick und schau ihn auch an. Und vom Halten wurden mir die Artern so dick, und das Blut ging mir so; wie ich war, weiß ich nicht, aber mein Herr schaut und schaut, und ich denk' schon, Gott weiß was er mit mir macht, aber er... er verstand schon... er zieht den Mund zusammen und lächelt so und sagt nur: 'Du bist aber stark, Du bist aber stark, Maciej, na, las jetzt los.'

"Ich ließ los und die Pferde ließen, als könnten sie fliegen."

Maciej lehnte sich ermattet zurück, denn er hatte uns die ganze Szene so genau als möglich wieder gegeben: er hatte die Hand in die Hüfte gestemmt, er hielt den Wagen, er sah den Herrn drohend an und er ballte die Hände...

Und wenn jetzt der ergrauten, geschwächte Maciej in den ungeschickten, sibirischen Schuhen mir noch schön und drohend erschien, wenn seine Augen jetzt noch Blitze hatten, wie mußte er damals gewesen sein, als er vor seinem Herrn stand und seine Menschenwürde vertheidigte!

\* \* \*

"Seit der Zeit," begann Maciej nach einer Pause, "war mein Herr anders. Nicht gleich, denn anfangs sah er mich immer nur so von der Seite an und schimpfte nicht mehr, aber sagte auch kein Wort. Aha, denk' ich mir, 's wird noch schlimmer werden, denn er bereitet gewiß was vor für mich, so'was Heißes. Aber nein. Und dann begann er auch wieder zu reden mit mir, und immer gut; und nach einem Jahr war ich der Erste bei ihm. Wenn man wo hinschicken mußte, oder Geld fortzutragen war, oder es die Fräuleins begleiten hieß: Maciej und immer wieder Maciej, und später sagte er nicht 'mal mehr: 'Und betrifft Dich nicht, und sitz' nicht lang' und quäl' die Pferde nicht,' er sagte mir so und so, und dann that ich Alles, wie im Buch geschrieben. Nun, und Sieb hatte er mich! Während der paar Jahre, die ich noch im Hof blieb, hörte ich kein schlechtes Wort. Gut ging's mir. Aber an sich denkt man auch 'mal. Ich selbst hätt' wohl nicht bald daran gedacht, denn wozu denken, wenn 's Einem gut geht. Über der Bater redete und redete.

"Bei der Grinte allein, was gab es da nicht für Freunde, und in der Kartsch spielte unser Mocarsker Geiger jeden Sonntag, so daß sogar den Alten die Beine hopsten.

"Und unsere Mädel! Hei, solche gibt es nirgends! Denn sogar hier zum Beispiel? Du zeigst sich hier einmal Eine, die ausschaut wie unsere Mocarsker Mädel?"

"Kasia wollte Birnen haben, und er weiß, wo die hübschen Mädel sind, ich denke, bei uns hätte sich mehr als Eine gefunden, die hübscher wär' als alle Mocarsker Mädel zusammen."

Maciej machte den Schuster mit einem verächtlichen Blick und fuhr fort, ohne ihn einer Antwort zu würdigen:

"Du kommst hin, wenn sie schon Alle beisammen sind, wie die Blumen, ganz wie die Lilien, und wie sie lachen: ch! ch! ch! Und wie sie mit den Augen zwinkern hinter den Schürzen, so weißt Du selbst nicht, wie Du schreist: 'Hah! ha! Feuer, Feuergens! Geiger, spiel' was! Flink! Und Schnaps her!'"

Und Maciej hätte fast zu tanzen begonnen, denn das Hah! ha! fuhr ihm noch jetzt in die Beine, so laut hatte er es in dem kleinen Stübchen geschrillt, wenn nicht der Schuster, um sich wegen der ihm vorhin erwiesenen Missachtung zu rächen, die bissige Bemerkung gemacht hätte: "Hinter den Schürzen haben sie sich versteckt. Die gewöhnliche Einfachheit."

Maciej setzte sich wieder, aber diesmal schenkte er dem Schuster nichts.

"Einfachheit! Natürlich nicht so wie in der Stadt, wo Alles gleich offen ist. Und unter diesen Mädeln gefiel mir am besten..."

"Kasia," warf der Schuster ein.

"Nein, nicht Kasia, aber gerade Marhs, und das Mädel war unter allen Mocarskern die Erste, und wenn sie auch die Einzigste im Haus war, ohne Mutter, es war immer Alles rein um sie."

"Im Feld immer die Erste. Wenn sie so bei der Arbeit stand, sogar wenn man die Anderen im Getreide garnicht sieht, meine Marhs versteckt sich nicht. Fleißig war sie und gut gebaut und so roth wie der Mohr im Felde oder die Kirchen am Baum. Und so fest war sie am Körper, nicht zum Sagen. Wenn man sie 'mal zwicken wollte"

"Und wo habt Ihr denn gezwickt? In's Maul?" unterbrach ihn der Schuster.

"Sie sollten lieber nicht so reden, Herr. Bin ich ein Herr, oder einer aus der Stadt, daß ich ein Mädel in's Maul zwicke und noch gar meine Marhs? ... Ich hab' gezwickt, wo's hingehört..."

Der Schuster triumphierte und hörte jetzt, wo Maciej's vollständige Unkenntlichkeit aller Gesellschaftsformen endlich ganz deutlich hervortrat, seine Erklärungen nur noch mit unverhohler Ironie an.

"Ich hab' gezwickt, wo's hingehört," wiederholte unterdessen Maciej redselig, "aber umsonst, denn es ging nicht. Kraft habt ich doch nicht wenig in den Fingern, aber wenn ich zwicken wollte — es ging nicht." Und Maciej legte den Daumen an den gekrümmten Zeigefinger und zeigte uns deutlich die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen. "Mit einem Worte: Ein Mädel wie 'ne Rübe."

"Und ich scharwenz' um sie, und das Mädel, seh' ich, ist auch nicht so und tanzt am meisten mit mir, nu denk' ich, nu will ich mal sehen, wie mein Geschäft geht. Also am Sonntag mal, am Abend, wart' ich, wie sie zum Tanz geht; und sie mußte immer über den Baum bei Wojtek's Hütte. Also ich stell' mich dort auf und warte. Endlich hör' ich, wie sie kommt, denn wenn mein Mädel kommt, hört man's schon in der Ferne. Sie kommt zum Baum und hebt das Bein und will schon auf die andere Seite 'überspringen. Aber da hält' ich's nicht mehr aus, ich spring' an den Baum und pack' sie so und sehe Sie, Herr, wir haben so ein Lied:

Fliegt der Ent'rich vom Entlein,

Gieb mir Dein . . .

"Also dieses Liedchen sing' ich und halt' sie und holt' sie und will sie küssen, aber ich hab' noch nicht das letzte Wort gesagt, denn es heißt 'Gieb mir Dein Mündlein', als mir etwas zwischen den Augen kracht und ich weiß noch nichts, und da 'krach' von der einen Seite auf's Maul und 'krach' von der anderen Seite. 'Da hast Du das Mündlein', und schlägt und schlägt.

"Um Gott, um was! Was für ein Nebenfall? Und ich werd' so dumm, daß ich nichts weiß und spür' nur, wie das Maul mir ausschwillt, denn das Mädel ist stark. Endlich hört sie auf und setzt sich auf den Baum, und jetzt geht das Schimpfen erst recht los.

"Und warum kommt mir eine solche Schande vor Euch, Maciej? Bin ich so Eine vielleicht und nicht eines Bauern Tochter? Bin ich Eine vom Hof vielleicht, daß Ihr den Weg über'n Baum zu mir sucht?"

"Und wie sie mir das sagte, begriff ich, daß ich noch nicht zu Verstand gekommen war und es springt mir so von der Zunge.

"Und warum? frag' ich, und das ist so, als hätt' ich sie mit Feuer beschützt.

"Warum? Warum?" schreit sie. "Seid Ihr ein Kleiner vielleicht und kein Bursch. Schaut den Augen, scharwenzen geht er und weiß nicht, wie der Weg zu einem anständigen Mädel führt? Ohne den Vater, die Eltern? Wenn Ihr ein Esel seid, so sag' ich's."

"Und das packte mich so beim Herzen, daß ich fast heulte wie ein Kalb.

"Und werdet Ihr's annehmen? frag' ich.

"Seid Ihr traurig oder sonst was? Oder kennt Euch der Vater vielleicht nicht?"

"Nun, und Du, Marhs? frag' ich.

"Nun und ich? Schon, wenn's der Vater heißt."

"Unum! denk' ich, das Mädel ist gut! Und sie gefiel mir so gut, daß ich sie gewiß wieder gepackt hätte. Aber es kam jemand, sie sprang herunter und lief zum Tanz und ich ging nach Hause, denn das Maul ging mir auf wie die Semmeln, die der Vater vom Fahrmarkt brachte. Ich sag' schon garnichts, sondern leg' mich schlafen, aber am anderen Tag geh' ich zum Vater: So und so. Das Schlimmste war mit dem Herrn; mir, aber schwerer Rath, ohne ihn geht's nicht, und ich ging hin und bat, und der Herr war ganz menschlich und ließ mich gleich vom Hof und gab mir eine Wirtschaft von zwanzig Morgen Feld.

(Schluß folgt.)

# Feuilleton.

## Hinter der Hecke.

Hinter der Hecke sassn Zwei.  
Achtlos ging ich daran vorbei;  
Hatte ein dickes Buch in der Hand,  
Wo es deutlich bewiesen stand,  
Dass die Menschheit auf dieser Erden  
Niemals könne glücklich werden.

Mich ärgerte das.

Verzweifelt warf ich mich in's Gras,  
Sah zu dem sonnigen Himmel empor  
Und nahm das Buch noch einmal vor,  
Um aus den Thesen und logischen Gründen  
Einen rettenden Ausweg zu finden.

Da schmatzt etwas. Ich horche auf.  
Ein flüstern und Kichern folgt darauf.  
Und kaum sind meine Gedanken in fluss —  
Wieder ein Kichern! Wieder ein Russ!  
Zärtliches flüstern eine Weile;  
Schmatz auf Schmatz — hinter jeder Zeile! . . .

Mit meiner Andacht ist's vorbei.

Hinter der Hecke sitzen Zwei,  
Die drücken sich und küssen sich,  
Und mir wird's ganz verwunderlich.  
Buch zu! Bei solchem wirren Treiben,  
Da mag der Teufel logisch bleiben!

Ernst Prezzang.



**Beim Netzlichen.** Es ist der selbe Arbeitsvorgang wie in Liebermann's „Netzflüterinnen“ (Neue Welt Nr. 15. Jahrg. 1908), nur ist er hier nicht in den Vordergrund des Bildes gerückt. In Gruppen sitzen und stehen die Fischerfrauen und bestern die beim letzten Fang beschädigten Netze aus. Abseits von ihren Arbeitsgenossinnen im Gras der Düne eine Frau, die ihre Haarsträhnen gegen ihr Kind erhebt. Von übergehangt, den Kopf etwas gesenkt, läuft sie da. Der Wind weht ihr im Rücken; er hat den Saum des weißen Umhangs in die Höhe geblasen. An das Kind kommt er mit seinem kalten Hauch nicht heran; die Mutter deckt es mit ihrem Körper, und der Umhang ist schwungend bei Kopf und Füßen gezogen. Die harten Hände halten das Kind, mit einem leisen, unigen Druck preßt die rechte das Kleinkind an die Brust, die linke liegt mit leicht gespreizten Fingern unter den Beinen.

Das Kind ist gesäugt. Nach einem Augenblick verharrt die Mutter. Mit zärtlichen Augen schaut sie auf das kleine Ding in ihren Armen, das, jetzt schon wieder einzuschlafen beginnt. Lange kann sie es nicht mehr halten; dann heißt es, vorichtig, ohne den kleinen Schlösser zu wenden, das Kleid in Ordnung bringen. Doch ist ein gut Kind Arbeit zu machen, ein Übel, wenn die Männer auf den Nachfang gehen, müssen die Netze wieder im Stand sein. —



**Auf dem Dampfschiff.** Zuerst lag's noch wie ein dunkler Druck, wie eine unerträgliche Verfremdung in der Salinung und auf den Gesichtern der arbeitsgrauhaften Geschäftsmänner, die in buntem Schimmer des Deck fällten, um auf dem Fluße hinzuzugleiten in das sonnenreiche Land. Daheim auszustecken die Blüte auf den dünneren Ähren, wo mehrere Dohlenhäuser aufgestellt, ungepflügte Acker, Briefer, Säten und ältere Gerümpel lagen, jämmerige Schäwagen unverhüllt. Kein Mensch auf den Arbeitsplätzen; an diesem Sonntag sahen Alles gefüllt von den Säaten, wo trockenlags sich die jungen geblümten Rauten bogen, und der Schweiß dampfte. Ein tiegender Sägemotor peigte auf, von keiner Hand überwältigt; der Regen wusch den feuchtfrischen Überbach und berührte die Schwärze in festlichen Flecken und Streifen bis hinab zum Sandstrand. Durch die unzähligen, in Blei gesetzten Säulen der Fabrik rasten in verschwommenen Linien breite Scherren, blauende Transmissionsketten, gewundene Rohrleitungen. Auf den gegenüberliegenden liegen in unordentlicher Menge Werkzeuge, Schraubenschlüssel und Gartendosen. Ruhe, oder, totte.

Südostwindende Leere gramarhöhlen, zertrümmerte, verrostete Gardinen und Vorhänge, Kinderknöpfe liegen, faulbare Borsthölzer, grüne Blumenbretter mit einzigen Stauben und Blättern dort . . .

Eisanhänger in rothen und gelben Haufen. Eine

alte, halbzerfallene Parade, behutsam, ganz von Epheu umspompen. Ein Müllabladeplatz mit Papiersegen, Scherben und Konservebüchsen. Brachland; ein paar armelige Gebüsche, eine einsame, verkrüppelte Birke.

„Sand, Sand, Sand“, sagt Einer. Mancher sieht gern nicht mehr hin. Einige schließen die Augen. Andere halten die Blicke in die Ferne gerichtet, ohne etwas zu sehen.

„Eine Windmühle!“ Jemand ruft's und wie ein Aufschrei geht's über das Schiff. Links Felder, da und dort eine blaue Blüthe, eine leuchtende Feuerblume. Rechts auf hügeligem Terrain steigt der Wald empor.

Das ist ein Blinzeln und mähliges Aufrecken. Es ist, als müßten die Augen sich erst gewöhnen an die Fülle des Lichtes, welche Felder und Wiesen überfliegen und sich auf dem Wasser wie in einem Spiegel bricht. In der Ferne, weit in's Land hinein: dunstumhüllte Berge, schimmernde Seen, blinrende Häuschen.

Plötzlich streicht eine Brise über das Deck; aus dem Walde kommt sie und trägt den Duft herein. Die bunten Mädchenhüte wippen, die lustigen Kleider bauschen sich. Da fliegt von einem blonden Kopf so ein Blumengarten . . . man ruft, schreit, lacht . . . sie haben ihn.

Und das Lachen breitet sich aus; mit jedem neuen Windstoß läuft es verstärkt über das Schiff und weckt auch die Lieder, welche noch mit schwerer, sinnloser Miene dagelesen. Zuerst ein Lächeln, so obenhin, ohne Bewußtsein, dann ein gewaltsames Emporziehen der Augenlider, ein Lachen der Brust, ein erstaunter Blick auf die helle Landschaft — und dann das Lachen, unblödig wie aus der Tiefe steigend. Man weiß nicht, woher es gekommen. War's der Windstoß, der es brachte? Oder brach's mit dem dumpfen, tonnichen Pfiff eines vorbeifahrenden Dampfers herein? Eine Ente rudert gravitätisch und quakend am Rande entlang, ein Dutzend gelbschnäbeliger Küchlein um sich. Alles drängt fröhlich nach dieser Seite, das Wunder zu sehen . . .

Von der Stadt ist auch nicht ein Thurm mehr sichtbar. Ringsum nur Feld, Wald, Wiesen, Wasser, Hügel, Bäume. Zuweilen ein Schieferdach, das Stück einer roten Kuh, im Laube vergraben. Ein Balkon, von Blumen eingehüllt. In der Ebene ein Bauernhaus, ein spitzes Krethürmchen, eine Mühle. Am Ufer ein einsamer Angler, die Hosen aufgefrempt, im Wasser stehend. Auf verborgenen Pfaden ein Förchen. Ein Ruderboot schwimmt vorbei, eins, zwei . . . eins, zwei . . .

Ein Gartenlokal, nahe am Wasser, von einigen Grünanstrengern besetzt. Kinder pantischen mit nackten Beinen im Wasser umher, lustig schreiend und jauchzend. Grünes Hüteschwimmen vom Lande zum Schiff. Lusthafte Lieder. Gegenwärtige Zurufe. Ein Scherzwort fliegt herüber. Lachen und Jauchzen, Sonnen und Lachen und fröhliches Lärm. Eine Gruppe hat sich zu einem lustigen Liede zusammengefunden . . . schmetternd steigt's auf, das Leben stromt über das Schiff, die Augen leuchten . . .

„Ist's, weil die Sonne ihr Licht so verschwenderisch ausgoß über diesen Sonntag? . . .“

Im östlichen Sibirien aber wird der schönen gefährliche Pilz noch in ganz anderer, wahrhaft außerordentlicher Weise verwendet. Er dient hier als höchst wirkungsvolles Berausungsmittel, das durchaus vergleichbar ist. Mehr noch als Alkohol hat der Pilz die Eigenschaft, die Sinne in Erregung zu bringen. Bei mäßigem Genuss beschert Geist und Körper, dabei hält diese Belebung länger an als beim Alkohol. Der Pilz macht heiter und lebenslustig, allerdings ist das Erwachen an einem stärkeren Rausch weniger heiter, wenn eine größere Menge von Pilzstückchen genossen wurde. Und einen schweren Schlaf folgt ein wenig angenehmes Erwachen mit erschlafften Gliedern und zentrum schwerem Schädel. Ein reicherer Pilzgenuss berichtet die Menschen in einen merkwürdigen Zustand von Sinneschwäche, bei der sie sich in Gefahr begibt, ohne diese erkennen zu können. Sie laufen ins Wasser oder stürzen sich in ihr Schwert. Bei Männern steigert sich die Erregung bis zur Masturie, bis zum Krämpfen, die gar mit dem Tode enden können. Meist fühlen sich die Berauschten in ihrem Zustand glücklich, sie lachen und singen und sind mit sich und ihren Nachbarn und der Welt sehr zufrieden. Bei anderen dagegen bringt der Rausch Melancholie in einer Art hervor, die man im Studentenleben mit dem kräftigen Ausdruck „besoffenes Elend“ bezeichnet hat. Sie klagen und weinen, werden sich ihrer und anderer Leute Sünden bewußt und haben ein Gefühl, als ob der Fluch der ganzen Welt auf ihnen ruhte. Es ist selbstverständlich, daß in jenen Gegenden Sibiriens der Fliegenpilz, der einen eigenartigen Rausch herbringt, in hohem Ausmaß steht. Man sammelt ihn extra für den Winter; für ein oder zwei Stück wird ein Fuchs gezahlt. —

**Das Wiesengold.** An Gräben und auf feuchten Wiesen steht eine goldgelbblaue Pflanze, die von allen Seiten schöne, lange, kriechende Ranken mit gelbdrüsen Blättern aussendet. Das ist das Wiesengold (Lysimachia nummularia), das auch Pfennigtraut oder rundblättriger Friedlos heißt. Es hat auch noch mehr Namen, die auf fallende Pflanze bot der Beschauer offenbar eine Menge Vergleiche und danach war auch die Namengebung eine mehrfache. Auf das Wiesengold macht nun der „Prakt. Naturgeber im Obst- und Gartenbau“ neuerdings aufmerksam. Die Pflanze läßt sich nämlich auch im Garten und sogar in Zimmer auf mannigfaltige Weise verwenden. Am besten eignet sie sich als Ampelpflanze. Ihre langen Ranken, zu deren Seiten die runden Blätter wie aufgezählte Goldstücke aneinander gereiht sind, hängen elegant herab. Wenn die goldgelben Blüthen erscheinen — im Freien geschieht dies im Juni-Juli —, so erhalten die Pflanze einen neuen prächtigen Schmuck. Die sie von Natur an feuchten Stellen wächst, so ist allerdings fleißiges Gießen ein Erfordernis, wobei man auch bedenken muß, daß Ampelpflanzen an und für sich leichter austrocknen als einfache Topfpflanze. Die Pflanze kann aber auch auf Grotten, zwischen Felsgestein und zum Bedecken des Bodens unter Bäumen verwendet werden. Die Ranken bilden hier, am Boden oder um das Geiste dahinfriedend, einen schönen grünen Teppich. Auch auf der Erde großer Topf oder Kübel, aus denen ein isolirter Pflanzentumor emporkräfft, leistet das Wiesengold gute Dienste. Die macht es bald die Erde unsichtbar, indem es den Boden ganz bedeckt, außerdem ziehen sich hier seine Ranken an den Wänden herab. Da die Pflanze nicht anspruchsvoll ist, so schadet sie den Topfgewächsen nichts, sie nimmt ihnen kaum Nahrung weg. Die Ampelpflanze aber ist das Wiesengold ganz besonders zu empfehlen, es reicht sich als solche, obwohl eine heimische Pflanze, den besten Ampelgewächsen an. Das es gibt. Es ist fast überall häufig und jeder kann es daher vom nächsten feuchten Graben oder Bachselbst holzen. Es gibt übrigens auch eine Sorte mit goldgelben Blättern, ein Weine für das die Pflanze schon früher von einem Gärtner für seinen Ertrag erachtet wurde, zu Zuchtkunstzwecken verwendet. Der betreffende Züchter glaubte allerdings, die schöne Pflanze nur dann marktfähig zu machen, wenn ihr der hervorragende Nutzen gemäß, gelbe Blüten anzüchte. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Seite.